

medien ihren besondern Charakter erhalten, wie am Beispiel des Sportevents belegt wird (Bette und Schimank). Selbst da, wo Events nicht direkt übertragen werden, spielen die Massenmedien eine wichtige Rolle als Werbefläche und Berichterstattungsinstanz (Lahusen; Ebertz) oder auch als Bezugspunkt für die Interpretation hautnah erlebter Ereignisse (Schmidt, Binder und Deppermann). Das Event als eine postmoderne Erlebnisformen erfordert – anders als seine Vorgänger – keinesfalls immer und unbedingt die körperliche Kopresenz einer großen Zahl beteiligter Akteure. Vielmehr gibt es Events, die offensichtlich von der geteilten Öffentlichkeit in einer „*imagined community*“ leben. Es ist daher nur konsequent, dass im Buch dem Thema „Medien-Events“ ein eigener Platz eingeräumt wird. Eine begriffliche Innovation stellt der Terminus des „Dauerevent“ (Keller) dar, wobei der inhärente Widerspruch in der Analyse fruchtbar wird. Keller zeigt, dass die Umweltberichterstattung davon lebt, immer spektakulärere und katastrophalere Sub-Events aneinander zu reihen, so dass sich das Gefühl eines immer noch in Steigerung befindlichen Dauerevents einstellt.

Schließlich wird die Frage nach der Beziehung von Event und Ware diskutiert. Ware und Event werden als ineinander verschachtelte Einheiten begriffen, die Kunden anziehen und binden (Sistenich und Zaner), Waren Images geben (Ferchhoff; Liebe) und so ermöglichen, dass sie zur Identitätsmarkierung und sozialen Distinktion eingesetzt werden können (Willems; Zingerle). Am radikalsten ist der Vorschlag von Wolfgang Lipp, der eine Entwicklung sieht, durch die Event und Ware zu einer untrennbaren, ineinander verschmolzenen Einheit werden. Events sind Waren und sind mit Waren verbunden und Waren werden soweit „eventisiert“, dass man am Ende nicht mehr für die Ware, sondern für die Teilnahme an einem Event bezahlt, an dessen Ende die Ware als bloße Zugabe erscheint.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die Lektüre des Buches ein wahrer Genuss ist, ganz dem Motto des Gegenstandes entsprechend: „Ein bisschen Spaß muss sein“ (Hitzler). Während auf einem hohen theoretischen Niveau überzeugend argumentiert wird, gewährt das Buch zugleich viele Einblicke in die Gestaltung, Dynamik und innere Kraft von Events. Die Beispiele sind anschaulich und gut gewählt und bilden zusammen einen umfassenden Überblick über die vielen Kontexte, in denen Events prägend auf unser Leben einwirken.

Ursula Rao

WISSENSCHAFTSSOZIOLOGIE

Peter Weingart: Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: transcript 2003. 176 Seiten. ISBN 3-933127-37-8. Preis: € 13,80.

Bereits 1972 und 1974 hat Peter Weingart zwei Bände unter dem Titel „Wissenschaftssoziologie“ herausgegeben – damals mit dem Ziel, über die bis dato vorherrschende strukturell-funktionale Wissenschaftssoziologie hinaus den Theorie- und Forschungshorizont des Feldes zu erweitern. In seiner soeben erschienenen „Wissenschaftssoziologie“ verfolgt der Direktor des Instituts für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld nun das umgekehrte Anliegen: die Einführung in die Wissenschaftssoziologie, mithin die synthetisierende Beschreibung eines mittlerweile recht disparaten Feldes. Dieser Impetus ist eine folgerichtige Reaktion auf die Literaturlage im deutschsprachigen Raum, führt doch neben der „Wissenschaftsforschung“ von Ulrike Felt u.a. kein weiteres aktuelles Überblickswerk in die Thematik ein.

Einer Einführung entsprechend ist der erste Teil des Buches theoriehistorisch angelegt und referiert in chronologischer Folge die drei wesentlichen Richtungen der Wissenschaftssoziologie, die Weingart nach ihren Forschungsinteressen in institutionalistische, wissenssoziologische und sozialkonstruktivistische gruppiert.

Die Anfänge sowohl des institutionalistischen Theoriestranges als auch der Wissenschaftssoziologie insgesamt identifiziert Weingart mit Robert K. Merton (Kapitel II). Als basale Arbeit wird Mertons Analyse des Wissenschaftsethos von 1942 beschrieben, in der Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus als handlungsleitende Normen der Wissenschaft dargelegt werden. Darüber hinaus zeigt Weingart relevante Aspekte der Institution Wissenschaft wie Mertons Modell des „Matthäus-Effekts“, aber auch die Wirkungsgeschichte des Mertonschen resp. institutionalistischen Theoriestranges inklusive dominanter Denkrichtungen und typischer Missverständnisse. Weiterentwicklungen des Theoriestranges wie Derek de Solla Price's szientometrische Arbeiten dienen hier der Beschreibung der Entwicklung der manifesten Struktur der Wissenschaft im Zeitverlauf (Kapitel III) und Analysen von wissenschaftlicher Reputationszuweisung oder „peer review“-Verfahren der Verortung des institutionalistischen Theoriestranges in der zeitgenössischen Wissenschaftssoziologie.

Dass neben der institutionellen auch die soziale Struktur der Wissenschaft für deren Inhalte und Wissensproduktion folgenreich ist, macht den Kern des zweiten Theoriestranges aus (Kapitel IV). Thomas Kuhn, der Wissenschaft als stetigen Wechsel von paradigmengeleiteter „normaler Wissenschaft“ und paradigmenerändernden Revolutionen begreift, wird hier als grundlegender Autor vorangestellt. Denn Kuhn, ebenso wie die bei Weingart nur randständig erwähnten Imre Lakatos oder Ludwig Fleck, öffnete „die Tür zur soziologischen Analyse wissenschaftlicher Inhalte und deren Verknüpfung mit der wissenschaftlichen Sozialstruktur“ (44), und damit zur wissenschaftssoziologischen Wissenschaftssoziologie als zweitem bedeutendem Theoriestrang. In dessen Wirkungsgeschichte subsumiert Weingart marxistische Theorieangebote ebenso wie David Bloor's „strong program“ oder Pierre Bourdieus Theorie des wissenschaftlichen Feldes.

Als dritten Theoriestrang (Kapitel V) macht Weingart den Sozialkonstruktivismus aus. Dieser umfasst zum einen die mikrosoziologischen Laborstudien von Karin Knorr-Cetina, Bruno Latour, Steven Woolgar und anderen, die auf Basis einer „dichten Beschreibung“ der Wissenschaft deren epistemologische Alltäglichkeit beweisen wollten (was laut Weingart nicht möglich war, weil es den Laborstudien an Distanz zum Gegenstand mangelte und sie nur die Anfangsbedingungen der Entstehung, nicht aber die spezifische kommunikative Härtingung wissenschaftlichen Wissens in der *scientific community* untersuchten). Zum anderen wird hier die Akteur-Netzwerk-Theorie vorgestellt, derzufolge wissenschaftlicher Erfolg in erster Linie durch erfolgreiche Manipulation heterogener Netzwerke und gelungene Übersetzungen zwischen Personen, technischen Artefakten und natürlichen Objekten gewährleistet wird.

Auf Basis dieser Theoriestränge, so Weingart in einem Zwischenresümee (Kapitel VI), ist es mittlerweile wissenschaftssoziologischer Konsens, Wissenschaft als soziales Phänomen zu charakterisieren: Ihre Kommunikation ist nicht, wie lange postuliert, universalistisch, sondern sozialstrukturell selektiert. Ihre Theoriewahl ist nicht autonom, sondern gesellschaftlich mitbestimmt. Ihre Ergebnisse sind nicht vollkommen versachlicht, sondern sozial ausgehandelt. Wissenschaft erscheint zudem als vielfältiges Unterfangen, und es scheint fast, „als ginge der Wissenschaftssoziologie ihr Gegenstand ‚Wissenschaft‘ verloren und als löse er sich in eine Vielzahl disparater Beschreibungen von Detailphänomenen auf“ (128). Weingart hält es daher für eine vordringliche Aufgabe der Wissenschaftssoziologie, nunmehr

die „Einheit der Vielfalt“ (128) und die ureigenen Spezifika der Wissenschaft zu identifizieren und zu untersuchen.

Zudem müsse künftig Fragestellungen nachgegangen werden, die bislang aufgrund verengter Forschungsperspektiven nicht oder nicht systematisch genug bearbeitet wurden. Hierzu schlägt Weingart eine Neuorientierung der Wissenschaftssoziologie vor, um einen Ausweg aus der zirkulären „Verknüpfung gesellschaftstheoretischer und erkenntnistheoretischer Fragen“ (85) und den daraus resultierenden fruchtlosen Diskussionen um den epistemologischen Status wissenschaftlichen Wissens zu finden. Weingart zieht die Systemtheorie Niklas Luhmanns und Rudolf Stichwehs heran, welche Wissenschaft als differenziertes soziales System sieht, dessen spezifische gesellschaftliche Leistung es ist, neues Wissen zu generieren und als wahr oder unwahr auszuweisen. Auf Basis dieser Neuorientierung und über Limitierungen bisheriger Wissenschaftssoziologie hinaus könne nunmehr – darin sieht Weingart die zweite vordringliche Aufgabe zeitgenössischer Wissenschaftssoziologie – das Zusammenspiel des Systems Wissenschaft mit anderen Funktionssystemen moderner Gesellschaften adäquater analysiert werden. An den drei wohl relevantesten Beispielen, den Wechselbeziehungen des Wissenschaftssystems mit den Systemen Politik (Kapitel VII) und Wirtschaft (Kapitel VIII) sowie dem Mediensystem (Kapitel IX), wird dies in der Folge vorgestellt. Weingart versucht zu zeigen, wie diese Wechselbeziehungen mit Hilfe einer systemtheoretischen Heuristik gewinnbringender gedeutet werden können und bezieht in seine Beschreibungen eine Reihe von theoretischen Ansätzen und empirischen Phänomenen ein: Auseinandersetzungen um wissenschaftliche Politikberatung, „science-based industries“ oder auch Bestrebungen um „Public Understanding of Science“.

Angesichts dieser systemisch betrachteten „Vergesellschaftung der Wissenschaft“ und „Verwissenschaftlichung der Gesellschaft“ (vgl. Weingarts „Stunde der Wahrheit“, 2001) wird die analytische Kategorie des Wissens künftig relevanter, prognostiziert Weingart (Kapitel X). Mit der engeren Kopplung der gesellschaftlichen Funktionssysteme gerät ein allgemeinerer Wissensbegriff in den Blick und „rückt die Wissenschaftssoziologie näher an die Wissenssoziologie heran“ (140). Ziel dieser Entwicklung könnte eine neue, umfassendere, wissenschaftssoziologisch und wissenschaftssoziologisch begründete Theorie gesellschaftlichen Wissens sein, die nicht mehr die Frage zu beantworten versucht, wie gesichertes Wissen in der Gesellschaft möglich ist, sondern

wie gesichertes Wissen in einer wissenschaftsdurchdrungenen Wissensgesellschaft möglich ist.

Es überrascht nicht, dass Weingart als ausgewiesener Experte innerhalb der Wissenschaftssoziologie die geschilderte Theoriegeschichte und empfohlene Weiterentwicklung der Wissenschaftssoziologie kompetent darlegt. Die Abgrenzung zu Techniksoziologie und Wissenschaftsforschung ist gelungen, alle originär wissenschaftssoziologischen Theorieangebote und empirischen Entwicklungen sind enthalten. Die Theoriestränge werden mit Überblick präsentiert und schulenübergreifende theoretische Parallelen sowie mangelnde analytische Weiterentwicklungen offengelegt. Zudem offenbart das Buch Weingarts didaktisches Gespür: Dass er strikt zwischen theoretischen, empirischen und normativen Aussagen differenziert, ist ebenso hilfreich wie seine Fähigkeit, teils recht spezifische Terminologien wie etwa die der Systemtheorie sparsam und geschickt einzuführen. Abgerundet wird der Band durch eine Reihe heterogener Fallbeispiele – zwischen der Rolle der Eugenik für die Entwicklung der Statistik (60) und Pasteurs erfolgreicher Bekämpfung der Schafsppest (74) –, die im theoriehistorischen Teil in ausreichendem Maß vorhanden sind, im systematischen Teil jedoch noch ausbaufähig wären.

Kritischer zu betrachten ist die inhaltliche Gestaltung des Bandes. Für ein einführendes Buch ist das theoretische Korsett des zweiten Teiles recht eng. Es hätte deutlicher werden müssen, dass die Engführung der Darstellung auf die Systemtheorie keine zwangsläufige ist. Zudem hätten die Vorteile der systemtheoretischen Heuristik gegenüber hergebrachten Wissenschaftsmodellen eines etwas höheren argumentativen Aufwandes bedurft.

Strukturell hätte der Band zudem stringenter gestaltet werden können. Die theoriehistorischen Teile sind chronologisch geordnet, allerdings ist jeweils die Wirkungsgeschichte der Theoriestränge integriert – es läuft neben der historischen also eine systematische Struktur mit. Weingart springt häufig zwischen beiden Ebenen, wodurch die Schilderung an Klarheit verliert. Möglicherweise wäre eine konsequent nicht-chronologische, systematische Ordnung des Buches, wie sie Felt u.a. über weite Strecken vorlegen, günstiger gewesen, zumal im zweiten Teil des Buches ohnehin auf eine systematische Darstellung umgestellt wird.

Trotz dieser Kritik dominieren jedoch die Stärken des Buches – die kompetente, vollständige und dennoch kurze und didaktisch gelungene

Darstellung der Wissenschaftssoziologie und ihrer Entwicklung.

Mike Steffen Schäfer

STADTSOZIOLOGIE

Jan Wehrheim: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen: Leske + Budrich 2002. 238 Seiten. ISBN 3-8100-3383-9. Preis: € 24,90.

In der Reihe „Stadt, Raum und Gesellschaft“ versammelt der Verlag Leske + Budrich derzeit einige der interessantesten Veröffentlichungen aus dem stadtsoziologischen Themenkreis. Auch die Studie von Jan Wehrheim, gleichzeitig seine Dissertationsschrift, greift mit der Frage nach dem Zusammenhang von (neuen) Kontrolltechniken, Stadt und sozialer sowie räumlicher Ausgrenzung eine aktuelle Problematik auf. Dabei verbindet Wehrheim die Diskussion theoretischer Grundlagen und der technischen Voraussetzungen mit der empirischen Analyse verschiedener städtischer Räume.

Die Basis für einen veränderten Sicherheitsdiskurs bilden so unterschiedliche Faktoren wie Postfordismus, soziale Polarisierung, demographischer Wandel und Migration. Verstärkt durch eine entsprechende Medienberichterstattung führen sie zu Unsicherheitsgefühlen. Sowohl gesellschaftlich als auch individuell werden Randgruppen dabei zunehmend als „gefährlich“ konnotiert, was ihren Ausschluss aus bestimmten Räumen legitimieren soll. Wehrheim schließt daran die soziologisch weitergehende Frage an, inwieweit individueller räumlicher Ausschluss Auswirkungen auf einen umfassenderen Prozess der sozialen Segregation hat.

Der zweite Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit raumbezogenen Mechanismen des Überwachens und Ausschließens. Dabei werden neben deutschen auch amerikanische und, vor allem für den Bereich der Videoüberwachung, englische Beispiele herangezogen. Wehrheim gliedert die Mechanismen in die vier Bereiche Recht, Personal, Technik und Gestaltung. Zentrale rechtliche Entwicklung ist erstens die Einführung bzw. Verschärfung lokaler Gefahrenabwehrverordnungen, was zur Kriminalisierung von bisher ungeahndeten Normverstößen, wie Betteln oder Urinieren, führt.

Zweitens kommt es zunehmend zu einer Pri-